

Lot Vekemans

Ein
Brautkleid
aus
Warschau

ROMAN



WALLSTEIN

Lot Vekemans
Ein Brautkleid aus Warschau
Roman

Lot Vekemans

Ein Brautkleid
aus Warschau

Roman

Aus dem Niederländischen
von Eva M. Pieper und
Alexandra Schmiedebach



WALLSTEIN VERLAG

Originaltitel:
Lot Vekemans: Een bruidsjurk uit Warschau. Roman
© 2012 Cossee, Amsterdam; Lot Vekemans

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der
niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Eden und Höflich
unter Verwendung von Vektorgrafiken
© Victor Metelskiy, Irina Kostynk, aarows, shutterstock
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg
ISBN (Print) 978-3-8353-1601-0
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2963-8
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2964-5

ERSTER TEIL

Die Geschichte von Marlena

Es war Juni und viel zu warm für die Jahreszeit. Wir hatten die Fenster des Autos von Nachbar Wiesław heruntergedreht, aber die Hitze schlug uns immer noch ins Gesicht. Ich saß mit meiner Mutter und meiner Schwester Irena auf dem Rücksitz, eine Pobacke schief gegen die Seitenwand des Autos gequetscht und mit gebeugtem Kopf, damit ich nicht bei jedem Schlagloch gegen die Decke stieß.

Neben mir saß meine Mutter, unsere Hüften waren aneinandergedrückt, als wären wir dort miteinander verwachsen. Auf der anderen Seite meiner Mutter saß Irena. Ab und zu beugte sie sich vor, steckte den Kopf aus Nachbar Wiesław's Fenster und schrie allen Autos zu, die uns entgegenkamen. Mutter schlug ihr mit der flachen Hand auf die nackten Schenkel, um sie zum Schweigen zu bringen. Vergeblich. Auf dem Schoß hatten wir fünf gelbweiße Fahnen. Vor mir saß unsere Nachbarin Pola, breitbeinig, die Hände auf dem Armaturenbrett. Sie schrie Nachbar Wiesław zu, er solle achtgeben auf die Schlaglöcher, sich in Acht nehmen vor einer Kuh am Wegesrand oder vor einem alten Mann, der plötzlich auf die Straße lief.

Nachbar Wiesław schwieg. Undeutlich brummelnd verfluchte er meinen Vater, der im letzten Augenblick beschlossen hatte, nicht mitzufahren, weshalb wir plötzlich alle zusammen in seinem winzigen Fiat saßen. Mein Zicklein, nannte er sein Auto liebevoll. Das Ding war schon fünfzehn Jahre alt und im Laufe der Zeit von Rot zu Fahlrot verblichen, aber Wiesław war stolz darauf, als wäre es der neueste Volkswagen. Er wusch es jede Woche und berührte sein kleines Zicklein mit mehr Zärtlichkeit, als ich es ihn je bei Nachbarin Pola hatte tun sehen.

Wir waren auf dem Rückweg aus Warschau, wo wir den Papst gesehen hatten. Zusammen mit Tausenden von Menschen am Straßenrand hatten wir dem Papamobil mit den gelbweißen Fahnen zugewinkt. Aus den Lautsprechern, die an Laternenpfählen aufgehängt waren, erklang entlang der ganzen Straße das »Barka«, das Lieblingslied des Papstes. Irena hatte es lauthals mitgesungen. Ich sang nicht gern. Meine Mutter und Nachbarin Pola standen unter einem Regenschirm, der sie vor der prallen Sonne schützte. Meine Mutter klagte, der Papst sei viel zu spät dran, ihr Kleid sei zu eng und sie könne kaum etwas sehen. Nachbar Wiesław hatte sich auf einen Grünstreifen am Straßenrand gesetzt und schälte eine Birne. Was ihn anging, konnte der Zirkus so schnell wie möglich wieder vorbei sein. Mein Vater und mein Bruder Miłosz waren zu Hause geblieben. Sie hatten den Papst erst vor zwei Jahren gesehen. Mutter konnte damals nicht mit, weil sie sich den Knöchel verstaucht hatte. Bei jedem Schritt schrie sie vor Schmerzen. Es war passiert, als sie die Kellertreppe hinunterging, um Kartoffeln zu holen. Hunderttausend Mal war sie schon die Treppe hinuntergegangen, um Kartoffeln, Möhren oder Kohl zu holen. Und jetzt trat sie fehl. Sie stieß einen Schrei aus und lag am Fuß der Treppe im Keller. Miłosz war zu Hause. Er trug sie nach oben und wollte den Arzt holen. »Keinen Arzt«, sagte meine Mutter. Miłosz drückte vorsichtig auf ihren Knöchel, und Mutter schrie wie am Spieß. »Keinen Arzt!« Sie durfte den Fuß vier Wochen nicht belasten. Sie lief mit Krücken herum und fluchte, dass es eine wahre Freude war.

Der Papst kam zum siebten Mal in unser Land. Man sagte, Kwaśniewski habe ihn gebeten, ihn bei seinem Bestreben zu unterstützen, Polen in die Europäische Ge-

meinschaft zu bekommen. Andere meinten, er wäre aus eigenem Antrieb gekommen, um Solidarność zu einem Comeback in der Politik zu verhelfen. Einige wenige behaupteten, der Papst habe immer noch Angst, dass die Kommunisten in Polen wieder das Sagen bekämen. Aber das war Unsinn. Der Kommunismus lag hinter uns, und Polen war schon seit zehn Jahren frei. Mein Vater freute sich nicht darüber. »Was hat man von der Freiheit«, sagte er, »wenn sich dadurch nichts bessert.« Mein Vater meinte, alle Veränderungen hätten ihm rein gar nichts gebracht.

Er fragte nur: »Was kostet ein Brot, was kosten die Kartoffeln, was kostet ein Teller Sauerteigsuppe in der Kantine von Janusz?« Ich hasste die Sauerteigsuppe. »Eine gute Bauernmahlzeit«, sagte meine Mutter. In Polen waren alle Bauern arm. Aber Hunger hatten sie nie. »Außer in dem Jahr, in dem du geboren wurdest. Das war eine einzige Missernte.« Mein Vater hatte damals die Kartoffeln, die Möhren und den Kohl vergraben. In einer Grube dicht hinter unserem Haus. Er hatte eine kleine Holztür gezimmert und sie mit Gras und Moos abgedeckt. Wenn man es nicht wusste, war die Grube unauffindbar.

Auf dem Rückweg von Warschau hielten wir bei einem Restaurant, um Mittagspause zu machen. Meine Mutter fand es unsinnig, sich für eine Mahlzeit in ein Restaurant zu setzen. Wir konnten genauso gut am Straßenrand auf einer Decke Brot mit Wurst und kalte Suppe essen. Aber Nachbarin Pola musste auf Biegen und Brechen in das Restaurant, das großartige amerikanische Hamburger servierte, wie sie fand. »Amerikanische Hamburger! Wer geht denn schon in ein Restaurant mit amerikanischen Hamburgern!«, behauptete meine Mutter. »Das ist doch

kein richtiges Essen.« Nachbarin Pola drohte ihr mit dem Zeigefinger. »Warte nur ab, bis du die Hamburger probiert hast. Dann will ich dich noch mal hören.« Nachbar Wiesław nickte. Er gab seiner Frau nicht oft recht, aber diesmal konnte er nur nicken. Wenn sie nach Warschau fuhren, aßen sie immer in diesem Restaurant. Und immer Hamburger.

Er fiel mir sofort auf. An einem schmalen Tisch in einer Ecke der Terrasse. Man sah ihm an, dass er nicht von hier war. Seine Kleider, die perfekt passten, als seien sie für ihn maßgeschneidert, die Haare glatt nach hinten gekämmt und länger, als es bei uns üblich war. Die Ärmel seines Hemdes bis zur Hälfte der Unterarme hochgekrempt. Und dann die Sonnenbrille. Mit verspiegelten Gläsern. So eine hatte ich schon mal in einer Illustrierten gesehen. Bei uns trug niemand so eine Sonnenbrille. Außer Tomek, aber Tomek war ein Wichtigtuer. Und ein Aufreißer. Wie er die Sonnenbrille aufsetzte und dann auf einen zukam, die Hände in den Taschen. Er stieß seine Beine nach vorn, aus der Hüfte heraus. Und wenn er dann ganz nah bei dir war, schaute er über den Rand seiner Sonnenbrille und sagte: »I wanna fuck you. I wanna fuck you!«

Natürlich wusste ich, was das bedeutete. Józef hatte es mir erklärt, als wir zusammen am Schwimmbecken lagen und er seine Hand auf meinen Slip legte. Ich erschrak. Ich wollte Józef nicht. Józef war der Sohn von Mietek, und Mietek trank. Alle tranken, aber Mietek konnte im Suff böse werden. Wenn er getrunken hatte, fluchte er auf alles und alle und nach dem Fluchen schlug er um sich. Einfach so. Weil die Suppe nicht heiß genug war, weil die Wohnung nicht sauber genug war oder weil noch Matsch an seinen Stiefeln klebte. Matsch an seinen

Stiefeln! Wer konnte denn etwas dafür? Der Matsch? Den Matsch konnte er nicht schlagen, also schlug er seine Frau, seinen Sohn oder wer ihm auch immer unter die Augen kam.

»Józef ist nett«, sagte meine Mutter. »Józef ist ein guter Mann.« Józef war ein guter Mann, aber ich wollte Józef nicht. Als er also im Schwimmbad seine Hand auf mein Bikinihöschen gelegt und mir gesagt hatte, was »I wanna fuck you« bedeutet, schlug ich seine Hand weg. Viel zu hart. Davon erschrak er. Es war nicht meine Absicht, ihn so hart zu schlagen, oder vielleicht doch, denn danach hat er seine Hand nie mehr auf mein Höschen gelegt. Wir gingen zwar noch schwimmen, aber nicht mehr zu zweit. Ich nahm immer noch jemanden mit. Ewa oder Hanna oder eines der anderen Mädchen aus dem Dorf.

»Warum kommt Józef nicht mehr?«, fragte meine Mutter. »Józef hat sich verlobt«, sagte meine Schwester Irena, »mit der Tochter von Marek, der bei der Polizei ist.« Das war schlau von Józef. Die Tochter eines Polizisten. Mietek würde sich nicht trauen, sie einfach so zu schlagen, und wenn er es doch täte, käme es ihn teuer zu stehen. Meine Mutter brummte: »Die Tochter von Marek, die Tochter von Marek, was ist an meiner Tochter denn verkehrt?« Ich schwieg. »Den Ersten, der dich will, den nimmst du«, sagte meine Mutter. »Du bist schon fast sechsundzwanzig.«

Der Erste war er. Der Erste, der mich anschaute und mich mit seinen Augen nicht mehr losließ. »Entschuldigung«, sagte ich, als ich auf dem Weg zur Toilette aus Versehen gegen seinen Tisch stieß. Die Suppe schwappte über den Tellerrand. »Nicht schlimm«, sagte er, »ich habe sowieso keinen Hunger mehr.« Er nahm die Son-

nenbrille ab und sah mich an. Ich stand dort wie festgenagelt. Am Tisch hinter mir wurde es still. »Marlena, was machst du?«, rief meine Mutter. Sie stand auf und packte mich unsanft am Arm, wodurch ich noch einmal gegen seinen Tisch stieß. Und wieder schwappte die Suppe über den Rand seines Tellers. Mutter schlug die Hände zusammen, als wolle sie eine Fliege töten. »Es tut mir leid, mein Herr.« Er lachte. »Das macht nichts, gnädige Frau, ich war schon fertig.« Und er streckte seine Hand aus und stellte sich vor. Natan. Mutter nahm die Hand nicht an, als spürte sie, dass dieser Mann eine Geschichte in Gang setzen würde, die ihr nicht gefiel. Wie ein rettender Engel kam Nachbarin Pola dazu, nahm Natans schwebende Hand und schüttelte sie lange auf und ab. Sie lud ihn an unseren Tisch. »Kommen Sie, ich bestelle Ihnen einen Hamburger. Haben Sie die schon probiert? Die besten Burger, die ich jemals gegessen habe. Kommen Sie, kommen Sie und setzen Sie sich hin. Vergessen Sie Ihre Suppe. Wenn man hier ist, isst man Hamburger.« Und sie zog Natan auf einen Stuhl.

Mutter setzte sich auch.

Ich ging weiter zur Toilette. Dort saß ich bestimmt zehn Minuten. Irena holte mich, weil wir weiterfahren. Beim Gehen gab Natan mir die Hand, und in seiner Hand war ein Zettel. »Ruf mich bitte an!«, stand da und darunter eine Telefonnummer.

Den ganzen Weg nach Hause habe ich kein Wort mehr herausgebracht. Nachbarin Pola machte darüber bestimmt zwanzig Bemerkungen. »Du bist aber still. Ist etwas los? Sie ist ja so still!«

»Ach«, meinte meine Mutter, »die sagt nie viel. Der muss man jedes Wort aus der Nase ziehen. Manchmal gehen wir zusammen einkaufen, und dann sagt sie die ganze Zeit keinen Ton. Nein, Irena dagegen, die redet

wie ein Wasserfall. Vom ersten bis zum letzten Schritt wird gequasselt. Zum Glück weiß ich, dass alle beide von mir sind und dass ich sie zu Hause geboren habe und sie also nicht im Krankenhaus verwechselt wurden, denn sonst ...« Den Satz beendete sie nicht. Nachbarin Pola lachte. »Im Krankenhaus verwechselt. Wie kommst du bloß auf so etwas. Das wäre was. Im Krankenhaus verwechselt.« Sie legte eine Hand auf das Bein von Nachbar Wiesław, und der lachte jetzt auch.

2

Drei Tage nach unserer Begegnung rief ich Natan aus einer Telefonzelle am Bahnhof an. Die Nummer, die er mir gegeben hatte, gehörte zu einem Hotel. Der Besitzer ging an den Apparat. Er hatte eine freundliche und sanfte Stimme. Ich hörte, wie er Natan rief. Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Wir verabredeten uns auf dem Bahnhof in Warschau. Die Zugfahrt war eine Qual. Alles dauerte endlos. Der Moment, in dem sich die Türen zur Abfahrt schlossen, das Pfeifen des Schaffners bei jedem Halt, sogar die Landschaft schien schleppender an mir vorüberzuziehen als sonst. Ich stand im Gang, den Kopf gegen das Fenster gelehnt, und blickte auf die verwilderte Landschaft. Minutenlang zählte ich jede Sekunde, um sicher zu sein, dass die Zeit weiterlief, dass ich mich Warschau näherte.

Natan wartete wie verabredet am Ausgang. Er las eine Zeitung. Als ich ihn sah, blieb ich stehen. Für den Bruchteil einer Sekunde erwog ich, umzukehren. Die Treppe hinunter zurück zum Bahnsteig, zurück in den Zug, zurück nach Hause, zurück zu allem, was ich schon seit Jahren verlassen wollte. Wenn ich jetzt auf ihn zuing, seinen Namen aussprach, wenn er jetzt aufschaute, mich

ansah, die Zeitung zusammenfaltete, mich wie auch immer begrüßte, dann würde sich alles ändern. Ich stand wie angewurzelt da.

»Natan?«, sagte ich leise.

Er konnte mich unmöglich gehört haben, aber er schaute auf. Er faltete seine Zeitung zusammen und lachte. Mit ein paar Schritten stand er vor mir. Er nahm meine Hände.

»Da bist du.« Ja, da war ich.

Wir verließen gemeinsam den Bahnhof.

»Wohin willst du?«, fragte Natan.

Ich sah mich um.

»Sollen wir einfach spazieren gehen?«, fragte ich und zeigte auf den Palast der Wissenschaft und Kultur.

»Okay«, sagte Natan. »Kennst du dich aus?«

»Nein«, antwortete ich. »Du?«

»Ein bisschen.«

Auf dem Platz vor dem Palast kaufte mir Natan ein Eis. Wir setzten uns auf eine Bank. Es war viel los. Einige Frauen verkauften Kleidung und gestrickte Pantoffeln.

Natan fragte, ob ich es nicht verrückt gefunden hätte, den Zettel mit seiner Telefonnummer.

»Warum denn?« Jetzt sah ich seine Unsicherheit, aber vielleicht wollte ich mir das auch nur gern einbilden.

»Machst du das öfter?«, fragte ich.

»Nein, nie.«

Ich lachte.

»Wirklich nicht«, sagte er.

»Ich glaube dir.«

Wir schwiegen einen Moment.

»Woher kommst du eigentlich?«, fragte ich.

»Wieso?«

»Du hast einen merkwürdigen Akzent.«